

Zwischen den unverputzten Steinwänden zeichnet sich über mir ein leuchtend blauer Weg. Die Sonne schiebt sich über die Dächer und wärmt bereits die Steinplatten der kleinen Piazza.

Im Schatten der Gassen war es eben noch nachtkühl. Nun blendet das Morgenlicht, und die Sonne wärmt mein Gesicht. Ich kneife die Augen zusammen, und als erste Konturen wieder sichtbar werden, steht eine alte Frau im Rahmen einer großen, hölzernen Türe. Sie streckt die rechte Hand knapp hinter den Türrahmen. Drei Finger führt sie tropfend zur Stirn. Sie bekreuzigt sich. Erst einen Moment später tritt sie ein. Als habe sie auf ein Zeichen zum Einlass gewartet oder diesen für sich erbeten.

Die Piazza, an deren gegenüberliegenden Seite ich stehe, öffnet sich zur Wallfahrtskirche Santuario della Santissima Pietà – Jesu Blut und Tränen, dahinter verborgen der Lago Maggiore. Ein leichter Dunst vor dem morgendlichen Blau über der Kirche lässt mich den See erahnen. Dass sich auf dieser unscheinbaren Piazza ausgerechnet eine Pilger- und Wallfahrtskirche als erste Station meines Fernwanderwegs öffnet, war nun wirklich nicht vorgesehen. Ich nehme die Einladung spontan an.

Die Kirche ist aufgrund einer Reliquie aus dem Jahr 1522 ein beliebter Pilgerort. Auch hier floss Blut Jesu, diesmal nicht aus den Wundmalen, sondern als Tränen aus einem Bildnis des toten Heilands. Auch eine menschliche Rippe ragte, so die Legende, aus dem Brustkorb Jesu Christi. Das Gemälde sowie einige blutgetränkte Tücher befinden sich heute in einer Nische des Hauptaltars.

Irgendwie bin ich durch meine Wanderung ja nun auch zu einer Art Pilger geworden. Ich trete ein und stelle den eben erst angeschnallten Rucksack wieder ab. Auch das behutsame Auftreten kann den Hall der Tritte meiner Wanderschuhe nicht ganz verhindern. Die alte Frau, die eben wie in einem Ritual das Innere der Kirche betrat, kniet nun mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen am Rande in einer der vorderen Kirchenbänke. Sie hebt den Kopf auch nicht, als ich wenige Meter neben ihr eine Kerze anstecke. Für etwas, was mit diesem, meinem Weg zu tun hat, soll die Flamme symbolisch leuchten.

Meine ersten Kilometer, vielleicht die erste Tagesetappe weit. Ich halte die brennende Kerze in Händen. Obwohl ich mit meinen Gedanken die letzten Tage und Minuten ganz in Landkarten und Wegbeschreibungen vertieft und fast ungeteilt bei meinem Fernwanderweg war, schießt es mir plötzlich wie aus dem Nichts ein: „Die Kerze soll für die millionenfachen Fluchtwege der Menschen auf dieser Welt brennen. Möge deren Flucht gut enden.“ Das kommt so unmittelbar, so klar und so bestimmt, dass ich daraufhin das schmale, hohe Kerzlein ohne Zögern zu den wenigen anderen stecke.

Wege, die entgegen dem meinen nicht freiwillig angetreten werden. Mit diesem Gedanken stehe ich nun an diesem Ort, der eigentlich nicht der meine ist. Mein Weg über gut erschlossene Wanderrouten zu gemachten Betten und an gedeckte Tische kommt mir plötzlich so klein und unbedeutend vor. Einer jener Ausbrüche zur Selbstverwirklichung. Ganz oben auf der Bedürfnispyramide. Auf dem Gipfel des Wohlstands. Zwischendurch zu spüren, dass wir Muskeln, Sehnen und Gelenke haben.

Da stehe ich nun vor dieser Flamme, die sich über den Docht hebt und ein wenig verloren hin und her wankt. Stehe im Kirchenschiff mit Augenblicken der letzten Monate in mir. Bilder von obdachlosen syrischen Geflüchteten, ganzen Familien, Kindern in den Straßen Athens. Unter blauen Plastikplanen, spielend, schlafend, erschöpft.

Bilder von dem Mann, der von Frau und Kindern auf der Flucht getrennt wurde. Der auf Lesbos sein Handy selbst beim Laden nicht aus der Hand legt. Der bis zur Dämmerung stumm und starr aufs Meer blickt.

Bilder von dem jungen Syrer, der mit seinem Bruder beraten hatte, wer bei den Eltern bleibt und wer sich auf die Flucht nach Europa machen soll. Der sich nun nur mit Mühe auf seine anstehende B2-Sprachprüfung konzentrieren kann. Seit sein Vater ihm am Handy schweigend, dann weinend und schließlich seine Mutter schreiend und klagend ihren Schmerz mit ihm teilten, dass sein Bruder erschossen wurde.

Bilder von den Kindern, die weinend, verstört und verloren mit Zeichnungen der anderen Kinder aus ihren Klassen neben zerschlissenen Koffern und Tragetaschen stehen. Die leeren Blicke der Eltern, die zur „freiwilligen Ausreise“ gezwungen wurden und wissen, dass sie ihre Kinder nun wieder in Diskriminierung und Not nach Mazedonien bringen müssen. Ohne Hoffnung auf Veränderung. Egal, was du tust.

Bilder von Familien, die auf der Balkanroute in Tabanovce wie ein Geisterzug an mir vorbeiziehen. Ein schier endloser Treck von Blicken in erschöpfte, verzweifelte oder leere Gesichter. Eine Frau legt ihr Kleinkind vor mir in den Staub des Feldwegs, wickelt es, nimmt es wieder auf und geht im gleichen Tritt, wie sie auf mich zukam, nordwärts weiter.

Abends schrieb ich in mein Notizenheft: „Der Weg ist die Flucht. Schuhe an Füßen zeichnen sich in Sand und Schnee, schlurfen über Asphalt und ziehen sich durch Staub, poltern über Kies und knarzen im Matsch. Fast mechanisch Schritt für Schritt. Eine schier endlose Kolonne von Menschen. Den Schrecken hinter sich, die Ungewissheit vor sich und die Verzweiflung in sich. Wer das einmal gespürt hat, wird davon sein ganzes Leben begleitet.“

All die Geschichten von Vertreibung, Verfolgung und Flucht, die ich in letzter Zeit so unmittelbar auf Reisen oder in deutschen Flüchtlingslagern erfahren habe, brechen in diesem Moment wie eine Lawine donnernd, bebend über mich herein. Als hätten sich die Emotionen dazu die letzten Wochen in einer riesigen, überhängenden Schneeweche am Grat aufgetürmt und mit der flackernden Flamme der Kerze hier in der Wallfahrtskirche plötzlich gelöst. Da stehe ich nun, und es laufen mir die Tränen über beide Wangen. Auf Abgründe in Schluchten und Täler bin ich vorbereitet, aber auf diesen Abgrund in eine tiefe Traurigkeit nicht.

Die alte Frau schreitet in ihrem Kreuzweg betend mittlerweile zum zweiten Mal jedes Bild des Martyriums ab. Nun hält sie vor einem von vier großen Gemälden des Wunders des Pietà inne und wendet den Blick zu mir. Sie nickt mir wohlwollend und verständig zu, wahrscheinlich in der Annahme, ich sei wegen eines Krebsleidens oder dem Tod eines nahen Menschen auf dieser Pilgerreise und hier mit Rucksack in die Kirche eingetreten.

Als die Traurigkeit wie nach einem Platzregen der Erleichterung weicht, nehme ich diesen Rucksack wieder auf die Schultern auf einen Weg, der fortan eine andere Bedeutung hat.